

Ein Land kollabiert

Für Missionsprokurator Klaus Vähröder war Venezuela 12 Jahre lang Heimat, nun hat er den Jahreswechsel wieder dort verbracht. Er berichtet über das Leben in einem Staat am Limit.

Am frühen Morgen des 24. Dezembers 2018 zelebriere ich die Weihnachtsmesse in einer kleinen Kapelle hoch oben auf einem der Hügel von Caracas in Carapita, einem Armenviertel der Hauptstadt Venezuelas. Es herrscht eine freudige Stimmung. Die vielen Kinder singen eingeübte Weihnachtslieder, und die Frauen sind aufmerksam dabei. Dann kommt die erste

freie Fürbitte: „Que se vaya Maduro!“ Frei übersetzt: „Dass Maduro endlich abhaut!“ Ich halte den Atem an. Eine solche Fürbitte um die Abdankung des Präsidenten wäre in einem solchen Stadtviertel vor einiger Zeit unmöglich gewesen. Ich schaue mich um. Einige Gottesdienstbesucher nicken zustimmend. Also sage ich: „Te lo pedimos, Señor!“ – „Wir bitten Dich, erhöhe uns!“





Wirtschaft ruiniert, Staat bankrott

Vor meiner Reise nach Venezuela über das Weihnachtsfest 2018 habe ich mich auf den aktuellen Stand über Venezuela gebracht: Rund 1,5 Millionen Prozent Inflation im Jahr 2018, das heißt, alle 2 bis 3 Wochen verdoppelten sich die Preise, seit 2013 ist die Wirtschaftsleistung um ca. die Hälfte geschrumpft, aus dem einstigen Einwanderungsland sind in den letzten Jahren drei Millionen Menschen geflohen, die Ölförderung liegt nur noch bei 1,1 Millionen Barrel, einem Drittel im Vergleich zu 2013, und die Auslandsverschuldung ist kaum noch zu bedienen. Kurzum: Die Wirtschaft ist ruiniert und der Staat ist bankrott. Die Zahlen weichen etwas voneinander ab, je nach Quelle und politischer Orientierung. Offizielle Statistiken gibt die venezolanische Regierung seit Jahren nicht mehr bekannt.

Zoff mit dem Zoll

Ich reiste also mit einem mulmigen Gefühl nach Venezuela. Nach meinen zwölf Jahren in Venezuela bin ich zwar in stetigem Kontakt mit Freunden, aber so richtig konnte ich mir die Auswirkungen dieser Krise auf das Leben der Menschen doch nicht vorstellen. Was ist nur aus dem Land geworden, das 1982 noch das reichste Land Lateinamerikas war und heute sein Armenhaus? Die Ankunft in Caracas war wie immer, nur die Kontrollen waren intensiver. Fast alle der Ankommenden sind mit großen Koffern unterwegs. Bei den Kontrollen warf ich einen Blick hinein: Ich sah Lebensmittel wie Reis, Maismehl und Nudeln, Shampoo und Seife, Windeln und Medikamente. Die Einreisenden stritten mit den Zollbeamten, um den Wert der Mitbringsel herunterzuhandeln – und damit die fälligen Einfuhrsteuern. Manches blieb wohl auch in den Händen der Zollbeamten, denen es auch nicht besser geht als dem Rest der Bevölkerung. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich

durchgewunken wurde und damit Käse und Schinken, Schokolade und Medizin nicht mit den Zöllnern teilen musste.

Warteschlangen statt Staus

Lisbeth Mora, genannt Beba, eine Freundin und Mitarbeiterin aus meiner Zeit in Venezuela, holte mich ab und wir fuhren vom Flughafen in Maiquetía hinauf nach Caracas. Mir fiel auf, dass nur wenige Autos und Busse unterwegs waren. Weihnachtsferien, dachte ich. Doch Beba erklärte mir, dass sich nur noch wenige den öffentlichen Transport leisten können und dass kaum noch Ersatzteile für Fahrzeuge zu bekommen sind. Deshalb also keine Staus. In manchen Städten im Inneren des Landes gibt es gar keinen öffentlichen Transport mehr. Dort fahren Lastwagen quer durch die Stadt, die die Leute mitnehmen und dafür kassieren. Angekommen in der Stadt, fallen mir zuerst die langen Warteschlangen von älteren Menschen vor den Banken auf. Beba erklärt mit: „Das sind die Rentner, die sich heute ihre monatliche Pension abholen. 4.500 Bolívares, das entspricht dem Mindestlohn. Und falls der Bank nicht das Bargeld ausgeht, stellen die Rentner sich gleich wieder beim nächsten Geschäft an, um das ganze Geld auszugeben. Denn wer weiß schon, was man morgen damit noch kaufen kann. Wenn es morgen überhaupt was zu kaufen gibt.“

Rückkehr der Krankheiten

Bebas Wohnung gleicht in diesen Tagen einer kleinen Apotheke. Tagsüber arbeitet sie an der Universität der Jesuiten, abends und am Wochenende hilft sie im Barrio. „Medikamente sind kaum noch zu bekommen, da keine Dollars für den Import da sind,“ sagt sie. „Und die, die noch zu haben sind, kann sich keiner aus dem Barrio leisten. Die Leute gehen auch nicht mehr zum Arzt. Was sollen



Kein Brot, kein Gas zum Kochen: Der Druck auf Venezuelas Bürger wächst von Tag zu Tag. Die Wut entlädt sich landesweit in Demonstrationen, die Anfang des Jahres Dutzende Todesopfer forderten; im Landeswesten überqueren täglich Tausende die Brücke ins kolumbianische Cúcuta, um an Lebensmittel zu kommen (Bild Mitte links).



Trost finden in schweren Zeiten: Klaus Vähröder SJ hielt die Weihnachtsmesse in Carapita.

sie auch mit einem Rezept anfangen?“ Beba ist ein Organisationstalent. Per WhatsApp bestellt sie Medikamente in einer Apotheke in dem gut 1.000 km entfernten Cúcuta in Kolumbien und lässt diese durch eine Überweisung aus Spanien bezahlen. Ihre Schwester, die in der Nähe der kolumbianischen Grenze wohnt, fährt nach Cúcuta, holt die Medikamente ab, und bei Gelegenheit werden diese durch einen Freund nach Caracas gebracht. So kann sie zumindest einige Menschen, vor allem chronisch Kranke im Barrio und an der Universität, mit lebensnotwendigen Medikamenten versorgen. Unser Gespräch in der Wohnung wird jäh unterbrochen mit dem Aufruf. „¡Llegó el agua! – das Wasser ist da!“ Schnell wird die Waschmaschine angeschaltet, Eimer und größere Plastikwannen unter Wasserhähne gestellt, um diese zu füllen. Für eine Dusche ist auch noch Zeit, dann ist das Wasser auch schon wieder weg. Und man weiß nie, wann es wiederkommt. Da können schon mal Tage oder Wochen vergehen. Was Beba über die Knappheit der Medikamente beschreibt, deckt sich mit anderen Informationen. Das Gesundheitssystem ist am Kollabieren. Krankheiten wie Malaria, Masern und Diphtherie, die eigent-

lich ausgerottet waren, breiten sich wieder aus. Die Mütter- und Kindersterblichkeit ist stark gestiegen. Krankenschwestern und Ärzte haben das Land verlassen, um sich in den Nachbarländern eine Existenz aufzubauen.

Morgenmesse in Carapita

Am Morgen des 24. Dezembers machen wir uns früh morgens auf nach Carapita. Der Jeep, den wir angeheuert haben, fährt die steilen Straßen nach oben. Die Christmette soll um 7 Uhr morgens beginnen, weil abends die Kriminalität auf den Straßen regiert, und tagsüber die Leute damit beschäftigt sind, mit den geringen Mitteln ihr Leben zu organisieren, vor allem aber um Schlange zu stehen. Die Messe beginnt schließlich mit einer Stunde Verspätung um 8 Uhr. Alles hat sich doch nicht geändert, denke ich. Wir feiern die Messe in froher Stimmung. Viele Kinder sind da. Nur bei den Fürbitten merke ich, welche Last auf den Menschen hier liegt. Am Ende der Messe hebe ich feierlich das Jesuskind aus der Krippe und alle verehren es, indem sie der kleinen Holzfigur die Füße küssen. Abschließend gibt es noch ein Krippenspiel mit einem echten Baby. Es beginnt mit der Szene der Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies, und ich ahne, dass es länger dauern könnte. Doch die nächste Szene ist schon die Verkündigung unseres Herrn an Maria. Ich bin beeindruckt, mit welcher Sorgfalt die Kostüme aus einfachsten Materialien hergestellt sind, und wie gut die Kinder ihre Texte sprechen. Danach wird die mitgebrachte Schokolade in sehr, sehr kleinen Stückchen verteilt, damit es für alle reicht.

Ein Stück Käse kostet den Monatslohn

Auf dem Heimweg halten wir noch, um etwas einzukaufen. Im Geschäft staune ich über die große Vielfalt des Angebots. Ich schaue mir die Preisschilder an. Ein Kilo

Käse kostet 3.450 Bolívars. Ich rechne kurz nach. Das sind 3 bis 4 Euro, je nachdem ob man den offiziellen oder den parallelen Umtauschkurs anlegt. Jedenfalls kann man sich mit dem Mindestlohn von 4.500 Bolívars, den die meisten Venezolaner verdienen, hier genau 1,304 Kilogramm Käse kaufen, dessen Geschmack sehr der Pappverpackung ähnelt. Ich bekomme langsam ein Gefühl für Inflation und das Verhältnis von Lohn und Kaufkraft. Ich frage Beba, wie die Leute mit einem Monatslohn von weniger als 10 Euro überleben. Sie zuckt mit den Achseln.

Frühstück für die Polizei

Am Morgen nach den Weihnachtsfeiertagen treffe ich Pater Gregorio Terán, von allen nur Goyo genannt. Auf dem Weg dorthin wird unser Auto von einer Polizeikontrolle gestoppt. Pater Jorge, der mich begleitet und als Priester erkennbar war, hatte sich mal wieder nicht angeschnallt. „Pater, Sie wissen doch, dass Sie sich anschnallen müssen“, sagt der Polizist. Pater Jorge antwortet: „Ja. Klar. Was kann man da machen?“ Kurzes Nachdenken des Polizisten. Dann sagt er: „Wir haben heute noch nicht gefrühstückt.“ Also ziehen wir los und besorgen drei Limos und etwas Gebäck in einer nahen Bäckerei und überreichen sie



Zusammenhalten trotz ungewisser Zukunft: Kinder in einer Schule des „Fe y Alegría“-Werks.

den drei dankbaren Gesetzeshütern. Dann fahren wir weiter. Alltag in Venezuela.

Das Einfache wurde kompliziert

Goyo ist stellvertretender Leiter von „Fe y Alegría“ (Glaube und Freude), dem großen Schulwerk der Jesuiten in Venezuela. „Wo der Asphalt endet, da beginnt Fe y Alegría“, ist das Motto des Schulwerkes, das 100.000 Schüler und Schülerinnen aus den ärmeren Schichten Venezuelas unterrichtet und ausbildet, von Kindergarten und Grundschule bis hin zu technischen Berufen. Goyo zeichnet ein besorgniserregendes Bild von der aktuellen Situation, betont aber auch die heroischen Anstrengungen, den Schulbetrieb aufrecht zu erhalten. Die meisten Lehrer verdienen gerade einmal den Mindestlohn. Selbst die Lehrer, die schon 20 Jahre im Dienst sind, kommen nur auf 10 Euro im Monat. Viele suchen sich eine zweite Arbeit, um über die Runden zu kommen. Ihre Ersparnisse haben sich in Luft aufgelöst. Goyo betont, dass sich das Einfache und Alltägliche in etwas Kompliziertes verwandelt hat. Früher musste man anrufen, um Gas zum Kochen zu bekommen. Heute wartet man stundenlang auf den Lieferwagen. Oder man sperrt die Straße, damit er nicht einfach weiterfährt. Viele Schüler und auch Lehrer kommen nicht mehr, weil der Weg zur Schule zu Fuß zu weit ist. Besonders auf dem Land. Entweder fahren keine Busse mehr, oder sie sind zu teuer. Oder die Eltern sind ins Ausland gegangen und haben die Kinder bei Nachbarn oder Verwandten zurückgelassen, die sich kaum um sie kümmern.

„Fe y Alegría“ kämpft um die Lehrer

Viele Klassen haben keine Lehrer. Gerade die gut ausgebildeten gehen ins Ausland und Nachfolger sind schwer zu bekommen. „Allein zwischen September und Dezember

haben wir 1.200 Angestellte bei Fe y Alegría verloren. Unter all dem leidet natürlich die Qualität der Schule“, sagt Goyo. „Ein weiteres Problem ist die Unterernährung der Schüler. Wir überwachen das Gewicht der Kinder. Viele haben Untergewicht. Sie essen nicht genug. Sie können sich im Unterricht nicht konzentrieren.“ An 57 Schulen hat Fe y Alegría inzwischen eine kostenlose warme Mahlzeit für die Schüler eingeführt, finanziert durch Spenden. Auf meine Frage hin, wie wir helfen können, antwortet Pater Goyo. „Im Moment ist das Wichtigste, die Lehrer zu halten. Wir müssen ihr Gehalt etwas aufbessern, damit sie sich einigermaßen versorgen können. Ihnen Fahrgehalt geben, damit sie zur Schule kommen können. Ihnen helfen, wenn sie krank werden. Viele der verbliebenen Lehrer sind schon 20 Jahre und mehr bei Fe y Alegría. Sie könnten auch gehen, aber sie bleiben. Sie sind seit jeher mit großem Engagement und Herzblut dabei, den Armen Bildung zu bringen. Nun sind sie selbst verarmt.“

Wandel kann nur von innen kommen

Am Tag vor meiner Abreise am 1. Januar treffe ich mich noch mit einigen Analysten der Jesuitenuniversität, um die politische und wirtschaftliche Lage zu erörtern. Alle sind sich einig, dass nur durch einen Regierungswechsel Verbesserung in Aussicht ist. Und dass der Wandel nur von innen kommen kann. Aber wie dies geschehen soll, darüber herrscht eine gewisse Ratlosigkeit. Nicolas Maduro und seine Partei haben ein autokratisches System errichtet, die demokratische Gewaltenteilung aufgehoben und das Parlament ausgeschaltet. Die jüngste Amtseinsetzung Maduros als Präsident Venezuelas wurde von vielen Ländern, darunter die Länder der EU, nicht anerkannt, da seine Wahl als irregulär betrachtet wird. Auch die venezolanischen Bischöfe be-

zeichnen Maduro in ihrer Verlautbarung vom 9. Januar 2019 als „unrechtmäßigen Präsidenten“. Aber selbst dann, wenn es zu einem Regimewechsel käme, bräuchte das Land noch lange Zeit Hilfen von außen, um die gegenwärtige humanitäre Katastrophe zu überwinden.

Kampf um die Schweinshaxe

Der Neujahrstag, Tag meiner Abreise aus Venezuela, wird noch aufregend. Am Tag vorher hörten wir im Radio, dass die aufgebrachte Bevölkerung viele Straßen von Caracas blockiert, darunter auch die einzige Straße zum Flughafen. Die Regierung lieferte nicht das versprochene „Pernil“, eine Schweinshaxe zu regulierten Preisen für jede Familie – das traditionelle Weihnachtessen der Venezolaner. Die lokalen Beschaffungs- und Produktionsausschüsse trösteten die Menschen schon seit Anfang Dezember und an Silvester war ihre Geduld vorbei. Die Nationalgarde rückte aus und räumte einige Barrikaden. Letztendlich verkündigte die Regierung, dass noch im Laufe des Tages die Schweinshaxen mit Lastwagen an einigen Stellen verteilt werden. Allerdings sollten sich drei Familien eine Schweinshaxe teilen.

Auf der Fahrt zum Flughafen dachte ich voller Dank an die vielen Begegnungen und Gespräche. Ich dachte an Menschen, die wegen Schweinshaxen Straßenbarrikaden errichten. Ich dachte an die frühmorgendliche Christmette in Carapita und die fröhlichen Kinder. Ich dachte an die Gespräche mit den Menschen in den Barrios, daran, wie sie sich den schlimmsten Bedrängnissen anpassen. Aber auch daran, wie Not das Beste im Menschen hervorbringen kann, nämlich den noch Schwächeren und Bedürftigeren zur Seite zu stehen.

Klaus Vätthöder SJ



Unsere Bitte für Venezuela

Die Menschen leiden in Venezuela. Sie müssen nicht nur unter einem autokratischen Regime leben, sondern spüren das Elend am eigenen Leib: Unterernährung und Hunger, fehlende medizinische Versorgung, Wasserknappheit und Stromsperrern. Und selbst wenn es zu einem Regierungswechsel kommen sollte, wird diese Situation noch einige Zeit andauern.

Über meine Mitbrüder und Freunde in Venezuela helfen wir auf vielfältige Weise. Wir sorgen dafür, dass Kranke lebenswichtige Medikamente erhalten. Schon mit 30 Euro können wir das Monatsgehalt eines Lehrers oder einer Lehrerin im Schulwerk Fe y Alegría verdoppeln und dafür sorgen, dass sie im Land bleiben und ein Auskommen haben, anstatt ihr Glück im Ausland zu suchen. Mit 40 Euro monatlich können wir einem Schulkind von Fe y Alegría eine Mahlzeit pro Schultag zukommen lassen und damit gewährleisten, dass das Kind zumindest einmal am Tag etwas zu essen hat. An den Grenzen Venezuelas zu Brasilien und Kolumbien steht der Jesuiten-Flüchtlingsdienst den Familien bei, die aus Venezuela geflohen und ohne Auskommen im Niemandsland gestrandet sind.

Wir hoffen, dass sich die Situation bald zum Besseren wendet. Aber im Moment brauchen die Menschen von Venezuela unsere Hilfe. Von Herzen danke ich Ihnen für Ihre Spende!

Klaus Vätthöder SJ
Missionsprokurator

Spendenkonto Österreich
IBAN: AT94 2011 1822 5344 0000

Spendenkonto Deutschland
IBAN: DE61 7509 0300 0005 1155 82

Stichwort: X31191 Venezuela